

Der Einwand, Utilitarismus sei zufordernd

Der Utilitarismus verlangt von uns nicht, moralisch perfekt zu sein. Er fordert uns auf, uns unserer moralischen Grenzen bewusst zu werden und so viel wie menschlich möglich zu tun, um sie zu überwinden.

— Joshua Greene, Moral Tribes, p. 284

Inhaltsverzeichnis

1. Der Einwand, Utilitarismus sei zufordernd
2. Die Intuition unterbringen
3. Die Intuition entkräften
4. Kritik an den Alternativen
5. Tolerieren der Intuition
6. Ressourcen und weiterführende Lektüre

Der Einwand, Utilitarismus sei zufordernd

Viele Kritiker argumentieren, dass der Utilitarismus zu fordernd sei, weil er von uns verlangt, immer so zu handeln, dass wir das beste Ergebnis erzielen. Die Theorie lässt keinen Raum für Handlungen, die zwar zulässig sind, aber nicht die besten Folgen nach sich ziehen. Philosophen bezeichnen solche Handlungen, die zwar moralisch gut aber nicht obligatorisch sind, als supererogatorisch; der maximierende Utilitarismus (wie auch der maximierende Konsequentialismus im weiteren Sinne) bestreitet, dass irgendeine Handlung supererogatorisch sein kann. Daher behaupten einige Kritiker, der Utilitarismus sei eine Moral nur für Heilige.¹

Nur sehr wenige Menschen, einschließlich utilitaristischer Philosophen, leben ihr Leben in perfekter Übereinstimmung mit dem Utilitarismus. Stellen wir uns vor, dass das Geld, das eine Person für einen Restaurantbesuch ausgibt, für mehrere Moskitonetze verwendet werden könnte, die jeweils zwei Kinder in einem einkommensschwachen Land für etwa zwei Jahre vor Malaria schützen.² Aus utilitaristischer Sicht ist der Nutzen, den die Person aus dem Restaurantbesuch zieht, viel geringer als der Nutzen, den die Kinder aus dem Schutz vor Malaria ziehen, so dass die dinierende Person mit ihrer Entscheidung offenbar falsch gehandelt hat. Eine analoge Argumentation gilt für die Nutzung unserer Zeit: Die Stunden, die jemand in den sozialen Medien

verbringt, sollte er anscheinend lieber für eine Hilfsorganisation einsetzen oder, um mit seiner Karriere mehr Geld für Spenden zu verdienen.

Für viele Menschen erscheinen diese extremen Verpflichtungen des Utilitarismus auf den ersten Blick absurd. Der gesunde Menschenverstand suggeriert, dass es uns erlaubt ist, den größten Teil unseres Einkommens für uns selbst, für unsere Lieben und für unsere persönlichen Projekte auszugeben. Nächstenliebe ist nach dem gesunden Menschenverstand zwar gut und lobenswert, aber nicht verpflichtend.

Befürworter des Utilitarismus können [auf diesen Einwand auf vier Arten reagieren](#). Wir werden sie der Reihe nach durchgehen.

Die Intuition unterbringen

Eine Möglichkeit, die Forderungen des Utilitarismus abzuschwächen, bietet das Argument, dass die Moral die psychologischen Grenzen des Menschen berücksichtigen sollte, wie zum Beispiel seine Willensschwäche. Der Utilitarismus erkennt an, dass wir nicht die ganze Zeit für das Wohl anderer arbeiten können, ohne auszubrennen, was dazu führen würde, dass wir auf lange Sicht insgesamt weniger Gutes täten. Ebenso müssen wir Geld für uns selbst ausgeben, um einigermaßen glücklich und gesund zu bleiben, damit unsere langfristige Motivation, Gutes zu tun, erhalten bleibt.

Darüber hinaus ist es für Utilitaristen oft gerechtfertigt, Geld oder Zeit auszugeben, um die Erwartungen und Bedürfnisse anderer Menschen zu erfüllen. Wenn der Utilitarismus mit extremer Selbstauropferung assoziiert wird, wollen sich andere womöglich nicht an utilitaristischen Anliegen beteiligen. Ebenso kann es manchmal aus utilitaristischen Gründen gerechtfertigt sein, teure Abendessen zu kaufen, wenn man dadurch wertvolle Begegnungen mit Nicht-Utilitaristen hat, die sich nicht aufopfern wollen.

Aber selbst wenn wir akzeptieren, dass es für uns von großer Bedeutung sein kann, Ressourcen für uns selbst auszugeben, um anderen zu helfen, müssen die meisten von uns zugeben, dass wir mehr tun könnten. Der Utilitarismus bleibt in der Praxis eine anspruchsvolle ethische Theorie, selbst wenn wir unsere eigene Psychologie und die anderer berücksichtigen.

Eine solidere Lösung kann durch die Ablehnung des gewöhnlichen Begriffs der moralischen „Anforderung“ erreicht werden. Wie [in Kapitel 2 erläutert](#):

Utilitaristen sind sich einig, dass man *idealerweise* die Handlung wählen sollte, die das Gesamtwohl am besten fördert. Das ist das, wofür man die *meisten* moralischen Gründe hat. Aber sie empfehlen nicht, es jedem jedes Mal *zum Vorwurf zu machen*, wenn er diesem Ideal nicht gerecht wird. Daher halten es viele Utilitaristen für irreführend, ihre Behauptungen darüber, was *idealerweise* getan werden sollte, als eine Darstellung moralischer „Richtigkeit“ oder „Verpflichtung“ im gewöhnlichen Sinne zu verstehen.

Dem Utilitarismus nach ist die Frage, ob jemandem die Schuld für seine Handlungen gegeben werden sollte, eine Frage der Konsequenzen, die sich aus der Schuldzuweisung ergeben würden. Menschen zu tadeln, wenn sie es nicht schaffen, das meiste Gute zu tun, wird wahrscheinlich schlechte Folgen haben, weil es Menschen davon abhält, überhaupt zu versuchen, Gutes zu tun. Stattdessen empfiehlt der Utilitarismus im Allgemeinen, Menschen zu loben, die Schritte in die richtige Richtung unternehmen, auch wenn sie nicht dem utilitaristischen Ideal entsprechen. Dies zeigt, wie sehr sich die utilitaristische Vorstellung von „Falschheit“ von dem Verständnis des gesunden Menschenverstands von „Falschheit“ unterscheidet, das viel stärker mit Schuldhaftigkeit verbunden ist.

Beim skalaren oder Satisfaktions-Utilitarismus muss weniger als das Beste zu tun überhaupt nicht als „falsch“ angesehen werden. Es ist einfach weniger, als ideal wäre. Der Satisfaktions-Utilitarismus legt eine untere Mindestschwelle für das fest, was „erforderlich“ ist, um Schuldhaftigkeit zu vermeiden, wohingegen der Skalar-Konsequentialismus auf solche Schwellenwerte gänzlich verzichtet und stattdessen die moralische Qualität von Handlungen auf einer kontinuierlichen Skala von besser bis schlechter bewertet. Für eine wohlhabende Person ist es *besser*, 10 % ihres Einkommens für wohltätige Zwecke zu spenden als nur 1 %, was wiederum besser ist als gar nichts zu spenden.

Die Intuition entkräften

Die zweite Argumentationslinie ist, dass gewöhnliche Intuitionen dazu, was fordernd ist, den Nicht-Konsequentialismus *voraussetzen* (und ihn nicht unabhängig davon *unterstützen*). Indem der Utilitarismus von den vergleichsweise Wohlhabenden verlangt, viel zu tun, um den weniger Glücklichen zu helfen, erlegt er den Wohlhabenden einige signifikante Kosten auf. Aber vergleichen wir dies mit dem Schaden, den die weniger Glücklichen erleiden, wenn die Wohlhabenden weniger (oder gar nichts) tun, um ihnen zu helfen. Diese Schäden übersteigen bei weitem die Kosten, die der Utilitarismus den Wohlhabenden auferlegen würde. Utilitaristen könnten daher argumentieren, dass die *nicht-utilitaristischen* Ansichten „zu fordernd“ sind, da sie insgesamt höhere Kosten verursachen und diese Kosten auf diejenigen konzentrieren, die sie am wenigsten tragen können.

David Sobel entwickelt dieses Argument im Aufsatz The Impotence of the Demandingness Objection:³

Nehmen wir den Fall von Joe und Sally. Joe hat zwei gesunde Nieren und kann mit nur einer ein anständiges, aber eingeschränktes Leben führen. Sally braucht eine von Joes Nieren zum Leben. Auch wenn die Transplantation zu einer insgesamt besseren Situation führen würde, besteht der Einwand, es sei zu fordernd, in dem Gedanken, dass es Joe so viel abverlangt, eine Niere abzugeben, dass es ihm moralisch erlaubt ist, sie nicht zu geben. Die Höhe der Kosten für Joe macht die angebliche moralische Forderung, dass Joe die Niere spenden soll, unangemessen oder zumindest nicht wirklich moralisch verpflichtend für Joe. Unsere Intuition sagt uns, dass der

Konsequentialismus zu hohe Anforderungen an Joe stellt, wenn er verlangt, dass er Sally eine Niere spendet.

Aber betrachten wir die Dinge einmal aus der Sicht von Sally. Nehmen wir an, sie würde sich über die Höhe der Kosten beschweren, die eine nicht-konsequentialistische Moraltheorie ihr auferlegen kann. Angenommen, sie würde sagen, dass eine solche Moraltheorie sie überfordert, weil sie anderen erlaubt, sie sterben zu lassen, obwohl sie ihr helfen könnten. Offensichtlich hat Sally noch nicht ganz verstanden, wie Philosophen den Einwand, etwas sei zu fordernd, typischerweise verstehen. Was hat sie an diesem Einwand nicht verstanden? Warum ist der Konsequentialismus zu fordernd für die Person, die erhebliche Kosten erleiden würde, wenn sie anderen gemäß dem Konsequentialismus helfen würde, aber die nicht-konsequentialistische Moral nicht in ähnlicher Weise zu anspruchsvoll für Sally, also für die Person, die signifikantere Kosten erleiden würde, wenn ihr nicht geholfen würde, wie es die Alternative zum Konsequentialismus erlaubt?⁴

Wir können weitere Zweifel an unseren Intuitionen zum Fordern aufkommen lassen, indem wir auf andere offensichtliche Widersprüche bei ihrer Anwendung hinweisen. Zum Beispiel würden viele Philosophen — sowohl Utilitaristen als auch Nicht-Utilitaristen — bereitwillig akzeptieren, dass die Moral in Kriegszeiten sehr fordernd sein kann. Unter den Umständen eines Krieges könnten sie der Meinung sein, dass Menschen große Opfer bringen müssen, einschließlich der Aufgabe ihres Eigentums oder sogar ihres Lebens. Doch in Friedenszeiten leben heute Hunderte von Millionen Menschen in extremer Armut, und Milliarden von Tieren leiden im Rahmen der Massentierhaltung und werden jedes Jahr getötet. Gleichzeitig genießen viele wohlhabende Menschen eine breite Palette von Luxusgütern und haben Zugang zu wirksamen Kanälen, über die sie den Armen helfen könnten. Aus utilitaristischer Sicht steht in der Welt heute genauso viel auf dem Spiel wie in Kriegszeiten. Aus diesem Grund ist es nicht fordernder — man kann argumentieren: sogar weniger fordernd — von Wohlhabenden zu verlangen, Geld zu spenden, um den Armen in der heutigen Zeit zu helfen, als von Soldaten zu verlangen, ihr Leben in einem Krieg gegen, sagen wir, einen grausamen Autoritarismus zu opfern.

Es ist erwähnenswert, dass der Utilitarismus uns nicht so viel abverlangen würde, wenn die meisten wohlhabenden Menschen moralisch handeln und mehr von ihren Ressourcen mit den Bedürftigsten teilen würden. Der Utilitarismus wird nur deshalb so fordernd, weil nur wenige wohlhabende Menschen etwas Wesentliches zur Lösung der großen Probleme in der Welt beitragen. Doch selbst wenn Wohlhabende so wohltätig wären, dass weitere Wohltätigkeit kaum von Nutzen wäre, gäbe es immer noch Fälle, in denen der Utilitarismus hohe Anforderungen an einen stellt, etwa wenn man sein eigenes Leben opfern muss, um das Leben mehrerer anderer zu retten. Dieser Punkt mildert zwar die Kraft des Einwandes, der Utilitarismus sei zu fordernd, etwas ab, entschärft ihn aber nicht vollständig.

Kritik an den Alternativen

Eine dritte Antwort ist das Argument, dass nicht-utilitaristische Moralvorstellungen oft *nichtfordernd genug* sind. Wir haben bereits festgestellt, dass die Bürger wohlhabender Länder ein erhebliches Maß an Leid und Tod in Entwicklungsländern zu vergleichsweise geringen Kosten für sich selbst verhindern können, indem sie an hocheffiziente Hilfsorganisationen spenden. Vielen nicht-utilitaristischen Ansichten zufolge ist es zwar gut, aber völlig *optional*, einen erheblichen Teil unseres Einkommens für wohltätige Zwecke zu spenden. Dies erscheint jedoch zu nachlässig, da es bedeutet, dass wir nicht verpflichtet sind, Leben zu retten, selbst wenn wir dies zu geringen Kosten für uns selbst tun können. Diese Ansichten verstößen gegen Peter Singers intuitiv einleuchtende Behauptung: „Wenn es in unserer Macht steht, etwas Schlimmes zu verhindern, ohne dabei etwas von vergleichbarer moralischer Bedeutung zu opfern, sollten wir es aus moralischer Sicht tun“.⁵ Wie Singer erklärt, stimmen die meisten Menschen darin überein, dass es moralisch ungeheuerlich wäre, einem Kind in einem flachen Teich beim Ertrinken zuzusehen, wenn man es auch um den Preis der eigenen teuren Kleidung retten könnte. Die Rettung unschuldiger Leben ist einen moderaten finanziellen Aufwand wert, und jede vernünftige Moraltheorie muss diese Tatsache widerspiegeln.

Darüber hinaus können Befürworter des Utilitarismus feststellen, dass nicht-utilitaristische Ansichten manchmal noch fordernder sind. Erinnern wir uns an Sobels Beispiel mit Joe und Sally. Die Ethik des gesunden Menschenverstands verbietet es Sally, eine von Joes Nieren zu stehlen, selbst wenn dies die einzige Möglichkeit wäre, ihr eigenes Leben zu retten (und der Schaden für Joe nur gering wäre). Dies zeigt, dass die Moral des gesunden Menschenverstands manchmal sehr fordernd sein kann und sogar verlangt, dass man sein Leben aus moralischen Gründen aufgibt. Der Utilitarismus stellt zwar *andere* Anforderungen als andere Moraltheorien, aber die Anforderungen des Utilitarismus sind nicht offensichtlich weniger vernünftig. Schließlich haben sie immer eine gute prinzipielle Grundlage.

Tolerieren der Intuition

Schließlich können die Befürworter des Utilitarismus einfach „in den sauren Apfel beißen“ und akzeptieren, dass Moral sehr anspruchsvoll ist. Sie können darauf hinweisen, dass utilitaristische Forderungen auf dem überzeugenden Ziel fußen, eine blühende Welt mit möglichst viel Wohlergehen für alle zu schaffen. Wann immer der Utilitarismus von uns verlangt, etwas aufzugeben, das wir schätzen, um anderen zu nützen, wissen wir zumindest, dass dieser Nutzen größer, oft viel größer, ist, als es unsere Kosten sind.

Nächstes: Der Einwand der Entfremdung

Weitere Einwände gegen den Utilitarismus

Diese Seite zitieren

MacAskill, W., Meissner, D., and Chappell, R.Y. (2023). Der Einwand, Utilitarismus sei zufordernd. In R.Y. Chappell, D. Meissner und W. MacAskill (Hrsg.), *Einführung in den Utilitarismus*, <<https://www.utilitarismus.net/einwande/fordernd>>, aus dem Englischen von S. Dalügge, zuletzt aufgerufen am 3.6.2024.

Ressourcen und weiterführende Lektüre

- Brian Berkey (2016). *The Demandingness of Morality: Toward a Reflective Equilibrium*. *Philosophical Studies*. 173(11): 3015–3035.
- Krister Bykvist (2010). *Utilitarianism: A Guide for the Perplexed*. London: Continuum. Kapitel 7: Is Utilitarianism too Demanding?
- Shelly Kagan (1984). *Does Consequentialism Demand Too Much? Recent work on the Limits of Obligation*. *Philosophy & Public Affairs*. 13(3): 239–254.
- Katarzyna de Lazari-Radek & Peter Singer (2014). *The Point of View of the Universe: Sidgwick and Contemporary Ethics*. Oxford: Oxford University Press, pp. 317–336.
- Peter Singer (1972). *Famine, Affluence, and Morality*. *Philosophy and Public Affairs*, 1(3): 229–243.
- David Sobel (2007). *The Impotence of the Demandingness Objection*. *Philosophers' Imprint*. 7(8): 1–17.
- Susan Wolf (1982). *Moral Saints*. *The Journal of Philosophy*. 79(8): 419–434.

-
1. Vgl. Wolf, S. (1982). *Moral Saints*. *The Journal of Philosophy*. 79(8): 419–439. ↵
 2. GiveWell (2019). *Against Malaria Foundation*. ↵
 3. Sobel, D. (2007). *The impotence of the demandingness objection*. *Philosophers' Imprint*, 7: 1–17, p. 3. ↵
 4. Sobel fährt fort: „Wie ist laut dem Einwand zu verstehen, was an einer Moraltheorie fordernd ist, damit das Sinn ergibt? Es gibt eine offensichtliche Antwort, die sogar prominente Kritiker des Einwands angesprochen hat — dass die Kosten dessen, was eine Moraltheorie erfordert, fordernder sind als die Kosten dessen, was eine Moraltheorie zulässt, wenn man die Höhe der Kosten konstant hält. Die moralische Bedeutung der Unterscheidung zwischen den Kosten, die eine Moraltheorie erfordert, und den Kosten, die sie zulässt, muss bereits vorhanden sein, bevor der Einwand greift. Dies bedeutet aber, dass der entscheidende Bruch mit dem

Konsequentialismus bereits stattgefunden haben muss, bevor wir die Anziehungskraft der Intuition des Einwands des Forderns spüren.“ Es scheint also keine *neutralen* Gründe dafür zu geben, den Utilitarismus als „forderner“ als konkurrierende Moraltheorien zu betrachten, zumindest in dem Sinne, dass er Akteuren übermäßig hohe Kosten auferlegt. Zu diesem Urteil kann man nur kommen, wenn man — unfairerweise gegenüber dem Utilitarismus — das „Fordern“ implizit so definiert, dass nur eine bestimmte Unterkasse von Kosten vollständig berücksichtigt wird. ↵

5. Singer, P. (1972). Famine, Affluence, and Morality. *Philosophy and Public Affairs*, 1(3): 229–243, p.231. ↵